

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Overbeck über Romundt

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Romundt an
Overbeck

gleichen Ranges wie Overbeck und Rohde unterstrich er das Ebenbürtige im Verkehr; bei den andern, denen es noch nicht im selben Maße hatte gelingen wollen, floß seinerseits, ohne daß er sie irgendwie fallen ließ, doch leicht ein gönnerhafter, herablassender, erziehlischer Ton mit unter. Romundt schreibt Overbeck (28. Dezember 1874) einmal aus Anlaß seines eigenen Geburtstages: „Am liebsten zöge ich meinen alten Menschen jetzt im neuen Jahre ganz aus und eher, als bis der an der Wand hängt, wird es auch gewiß nicht ganz gut, und ihr werdet immer wieder als meine guten Freunde schwer an mir zu tragen haben, wie ihr nun schon so lange mit unendlicher Nachsicht gegen mich getan habt. Ich werde mir indes Mühe geben, den alten Adam künftig so zu verstecken, daß ihr ihn womöglich nicht wieder zu sehen bekommt.“ — Die Differenz von Romundts Begabung im Vergleich zu der Niehsches, sowie der Umstand, daß dieser während der Zeit des Kontuberniums es auf keinen grünen Zweig brachte, hielten Overbeck nicht im geringsten davon ab, Romundts kleinerer, aber deswegen nicht weniger selbständigen Denkerpersönlichkeit zeit lebens das in jenen Jahren gegründete treue Interesse zu bewahren und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist Romundts Beschäftigung mit Kant und der Anwendung dieser Studien auf das Gebiet der philosophischen Fortbildung des Protestantismus mit Liebe nachgegangen. Das hinderte ihn freilich nicht bei dem kritischen Gegensatz, in den sich Romundt, damit im Zusammenhange, später zu Niehsche stellte, unbedingt Niehsches Partei zu ergreifen.

Overbeck über Romundt

Romundt
als
kantischer
Idealist



Romundt findet Niehsche insbesondere bei seiner Lehre vom Übermenschen auf keinem andern Wege, als auf dem seines (Romundts) Meisters Kant und der Entdeckung des übersinnlichen „Gottmenschen“ in dessen Religionslehre, so daß Romundt in Niehsches gegen Kant gerichteten Schmähungen nur einen Maßstab dafür findet, wie wenig er Kant verstanden. (Romundt, Kants philosophische Religionslehre, Gotha 1902, S. 57.)

Ein Gesamturteil über Niehsche als „vielbegabten Dichterdanker“ sucht Romundt in seinem Schriftchen „Eine Gesellschaft auf dem Lande“, Leipzig 1897, S. 70 f., abzugeben. Warum es nur

so unzureichend ausfällt? Romundt sündigt doch allzustark gegen die von ihm kurz zuvor (S. 64 f.) besprochene Forderung Goethes, bei der Betrachtung eines Dinges es vor allem für sich gelten zu lassen und sich vor aller Vergewaltigung zu hüten — übrigens einer Erbsünde des Idealismus verfallend. Gerade das Praktische des Idealismus des beginnenden Jahrhunderts so betonen, um damit Niehsche herabzusetzen, möchte das Pferd hinten aufzäumen heißen. Als theoretischer Idealist mag Niehsche aus vielen Gründen sehr viel zu wünschen übrig lassen, als praktischer, an der Veredlung der eigenen Persönlichkeit arbeitender Idealist ist er am unangreifbarsten. Gerade zu dieser Veredelung hat Niehsche diesen Idealismus mit bedenklicher Einseitigkeit angewendet. Darin ist ihm jedenfalls am allerwenigsten etwas vorzuwerfen, daß er seinen Idealismus allzuwenig gegen sich gekehrt. Er hat es vielmehr bis zu Selbstzerstörung getan. Darum ist Romundts Kritik so unglücklich wie nur möglich. Nur in seinem Eifer für den Idealismus übersieht er die Stumpfheit der von ihm dafür ausgetheilten Streiche. Der Berauschte ist am taubsten gegen alle Kritik seines Getränks, so verschließt sich Romundt gegen Niehsches Kritik des Idealismus, da er doch besondern Anlaß hätte, sein Ohr ihr zu öffnen.

Niehsche schreibt an Baron R. von Seydlitz: „Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Korsar; aber nicht um diese Menschen in die Sklaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.“ So durfte Niehsche schreiben, und dieser Ausspruch über sich erklärt den Eindruck, den er von Romundts Fall hatte — denn allerdings zum Besten der katholischen Kirche seinem Korsarengewerbe obzuliegen, darauf stand Niehsches Sinn nicht. Dennoch ist die Darstellung des Falls bei seiner Schwester etwas übertrieben und in dieser Übertriebenheit nicht unbefangen. Sie nimmt an Romundt Rache für sein Eintreten in ihrem Streit mit Frau Lou Andreas zu deren Gunsten, und zieht aus diesem Motiv den ganzen Fall aus seiner ihm sonst natürlichen Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit hervor. Daß überhaupt jemand den Fall mit Niehsche erlebt, bezweifle ich, gleich mir hat es jedenfalls niemand getan, auch Frau Förster nicht, und soviel glaube ich ohne jeden Anstand behaupten zu können, daß die ganze Sache dem Strom der Vergessenheit überlassen bleiben mochte und nur Romundt zum Tort daraus herausgefischt worden ist.

Die Konvertiten.
episode



ehnlicher, nur weit flüchtigerer Natur war Overbecks Berührung mit Deussen. Dieser, Niezsches Mitschüler aus Schulpforta, hat seine „Erinnerungen“ an ihn veröffentlicht (Leipzig 1901). Welch entscheidender Anstoß seines Lebens auf Overbecks Vermittlung zurückzuführen ist, erzählt er selbst (S. 80 f.): „Es war im Herbst 1871 zu Marburg, wo ich als Lehrer am Gymnasium wirkte. Überarbeitet und nervös lag ich in unruhigem Halbschlummer, als nachts um 1/23 Uhr durch Eilboten ein Brief von Niezsche gebracht wurde, der den ersten Anstoß zu einer bedeutsamen Wendung meines Lebensgeschickes gab. Eine vornehme und reiche Russin, Madame Kanchine in Genf, suchte einen deutschen Erzieher für ihren eigenen Sohn und wandte sich in dieser Sache an ihre Freundin, die Fürstin Trubetzkoi zu Vevey. Diese wiederum stand in Korrespondenz über theologische Probleme mit Professor Overbeck in Basel, welcher mit Niezsche dasselbe Haus bewohnte Ich nahm in Marburg acht Tage Urlaub, um mich am 21. Oktober zu Vevey den russischen Damen vorzustellen. Auf der Rückreise kam ich am Abend ermüdet in Basel an und eilte zu Niezsche. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichst festhielt und mich auf Niezsches baldiges Zurückkommen vertröstete. Spät, nach 11 Uhr, erschien Niezsche, der bei Jakob Burckhardt zu Gast gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe.“ Was Deussen in diesem Zusammenhang ferner freimütig mitteilt, ist ein weiteres lehrreiches Beispiel für die immer etwas überhebliche Art, Freunde zu behandeln, die mit ihm nicht ganz auf gleicher Höhe waren. (S. 85 ff.) — Für die Gesinnung, die Deussen Overbeck bewahrte, zeugen die Anfangsworte eines Briefes (5. Juli 1877): „Oftmals muß ich dankbar Ihrer gedenken, da es Ihre Vermittlung war, durch welche mir die vortreffliche Stellung im Hause Kanchine wurde, die nun schon fünf Jahre andauert und mir neben den Mitteln, meinen Lebensplan zu verwirklichen, die köstlichste, wahrhaft unschätzbare Muße gewährt.“ — Andererseits hat auch Overbeck bei sich bietender Gelegenheit das Andenken an jene Begegnung mit Deussen zu dessen Gunsten in sich lebendig werden lassen. Als ihm ein Jahr vor seinem Tode der Artikel von Jonas Fränkel „Niezsche und seine Freunde“ zu Gesicht kam (in der „Wiener Zeit“ vom 13. Februar 1904), sah er sich zu folgender Notiz veranlaßt: „Fränkels Auslassung gegen Deussen als

Biographen Nietzsche ist von einer Unbilligkeit, die niemand begreifen wird, der von den beiden Persönlichkeiten Nietzsche und Deussen und ihren Beziehungen eine Anschauung aus dem Leben hat." Indessen wundert sich Overbeck, wie schon bei Rohmundt und später bei Rée, auch bei Deussen, daß eigentlich die geringschätzigsten Beurteiler von Nietzsches Philosophie aus den Reihen seiner Freunde hervorgegangen seien: „Deussen will die Philosophie mit dem Zugeständnis, sie sei „sinnig“, abtun, und sie soll, wie bei Deussen der Vergleich mit seinem Meister Schopenhauer entscheidet, sonst ernstlich nicht in Betracht kommen.“

Auch Deussen
ohne eigentliches
Verständnis
für Nietzsche

Mehr ins Innere von Nietzsches Jugendfreundschaften trat Overbeck mit seinen Beziehungen zu Rohde und dem Freiherrn von Gersdorff. Mit Rohde erwuchs daraus eine eigene, enge Lebensfreundschaft, die diejenige beider zu Nietzsche in gewissem Sinne überwachsen hat. Im Spätsommer 1874 hielt sich Rohde einige Tage in Basel auf, es muß sehr vergnügt und gemütlich zugegangen sein. Er und Overbeck lernten sich da zum ersten Mal näher kennen. Ihr eigener Briefwechsel hat erst kurz vorher begonnen und war von der Auswechslung der gegenseitigen Bildeindrücke begleitet gewesen. Aus jenen ersten Briefen erfahren wir noch einiges über die Sorge der Freunde um Nietzsches Befinden. Overbeck schreibt Rohde am 6. August 1874 aus Dresden: „Von Nietzsches Gesundheit kann ich Ihnen nur sagen, daß ich schlimmere Perioden damit durchgemacht habe. Ja, ich habe den Eindruck, daß sie, von ihrer natürlichen Zartheit abgesehen, zur Zeit an sich wenig zu wünschen übrig läßt, und ihre Schwankungen an einer Gemütsstimmung hängen, deren Unruhe freilich neuerdings zugenommen hat. Woran aber das hauptsächlich hängt, wissen Sie ja. Die nun erscheinende unzeitgemäße Betrachtung konnte an ihrem Teile auch nur das Gefühl der Isolierung unter unseren Kollegen peinlich steigern. Immer wieder an den Zweigen des Baums zu säbeln, auf welchem man sitzt, ist natürlich nicht gleichmütig zu ertragen. In diesen Ferien hatte ich in Tübingen, wo ich einen alten Universitätsfreund besuchte, die beste Gelegenheit, mich lebendiger, als es in Basel möglich ist, davon zu überzeugen, daß nirgends weniger vielleicht als auf deutschen Universitäten auch nur ein wenig Gerechtigkeit für Bestrebungen, wie die unseres Freundes, zu erwarten ist. Sie sitzen ja ganz an einem Herde solcher Erfahrungen, könnten Sie doch im Herbst gleich bei uns bleiben! Wir sind zwar auch nicht auf Rosen gebettet, aber liegen

Rohdes Besuch
in Basel

Schneignier als
neuer Verleger

doch nicht allein. — Seit Dienstag ist Nietzsche in Bayreuth. Es schlägt dies zwar nicht immer in jedem Sinne zur Erholung für ihn aus, doch scheint mir jetzt gerade ein Besuch dort für ihn recht notwendig gewesen zu sein. Ende künftiger Woche hole ich ihn dort ab, erfülle also Ihre guten Wünsche auch für mich. Zuvor halte ich mich ein paar Stunden in Chemnitz auf, um die persönliche Bekanntschaft eines Verlegers zu machen, welcher sich vor einigen Wochen, in einem sehr kritischen Momente, von selbst und ganz unerwartet Nietzschen angeboten hat und nun die Anzeitgemäßen übernimmt. Die Sache ist wieder ein Experiment, da der Mann ein ganz unbekannter Anfänger ist. Hoffentlich gelingt es besser als das mit Frißsch."

Es ist hier ein Wort einzuschalten über den Verkehr der Freunde außerhalb ihrer gemeinsamen Wohnung, sei es mit Kollegen oder Gleichgesinnten. Schon damals, wie noch heute, galt es für eine unverbesserliche Kalamität, in Basel für gebildete Junggesellen einen geeigneten Mittagstisch ausfindig zu machen. Am besten bewährte sich noch der „goldene Kopf“ an der Schiffslände — „der goldene Schädel“, wie Gersdorff gelegentlich variierte. Dort aßen Nietzsche und Overbeck längere Zeit gemeinsam mit den Theologen Konrad von Orelli, Julius Kaftan und anderen Kollegen zu Mittag. Von einer kleinen Winkelnepi zum „Gifthüttli“, das selbst als Ort der Zusammenkünfte nicht in Betracht kam, übertrug sich der Name in weniger lokalem, als vielmehr personal-kollektivem Sinn auf die Pessimistengruppe Nietzsche, Overbeck, von Gersdorff und den als sehr gutmütig bekannten Dr. Rohmundt, die immer beisammen steckten. Für diese vier war in Professorenkreisen der Ausdruck „Gifthütte“ damals ziemlich geläufig; Frau Andreas-Salomé erwähnt (S. 8 ihres Buches) diese Bezeichnung. Daß dort ein ziemlich harmloses Gift versprochen wurde, ergibt sich aus einem Briefe Overbecks an Rohde, bei dessen Besuche offenbar die reichsverblendete, altertümelnde Teutschmichelei à la Felix Dahn hatte dran glauben müssen. Er schrieb ihm zu seinem dreißigsten Geburtstage:

Basel, 6. Oktober 1874

Lieber Rohde!

Möge Sonno am Tage, welchen Sie Freitag feiern, auf das heiterste empor und Ihnen, wenn möglich, im neuen Lebensjahr nicht niedern, das wünscht Ihnen mit Wolfes Worten aus

Nachklang von
Rohdes Basler
Aufenthalt

eigenem Herzen der Endesunterzeichnete. Lassen Sie sich auch bei-
folgenden Stopfer zur Erinnerung an unser Rauchkollegium und
überdies als vergessenes Eigentum gefallen, mit dessen Ankunft
freilich von Ihrem Herzen schwerlich ein so dicker Stein fallen
wird, wie er nach Aussage der Frau Baumann durch die An-
kunft des Hauschlüssels bei Ihrer hiesigen Wirtin zu Falle ge-
bracht sein soll. Die unsere läßt sich Ihnen zugleich mit dieser Mit-
teilung empfehlen. — Niehsche kommt eben von einem zehntägigen
Aufenthalte in Luzern zurück, er hatte eine solche noch so kleine Ver-
pflanzung augenblicklich recht nötig, sie scheint so weit ich sehe
wirklich recht gut bekommen zu sein. Seinen letzten Aushängebogen
erhielten wir schon vor mehreren Tagen und erwarteten nun
ungefähr täglich das Eintreffen des fertigen Opus. Mit mir
ging es wie vorausgesagt. Zwei Tage nach Ihrer Abreise kam
ich wenigstens aus der Treitmühle heraus, bin jetzt in Erwartung
schon des II. Korrekturbogens, Schmeißner und der Himmel mögen
wissen wie die drei übrigen es gestatten sollen, daß das Ganze
schon am 17. Oktober in Leipzig ausgegeben werden soll. Gers-
dorff kommt erst Anfang der nächsten Woche, Romundt läßt schön-
stens Glück wünschen, ist in diesen Tagen nach allerlei ernstern Ge-
sprächen, die wir geführt, heiterer, wie wohl er erst in Erwartung
vollständiger Aufklärung über seine Verhältnisse ist, um endgültige
Entschlüsse zu fassen. Mit dem Gymnasiallehrer wird es auf keinen
Fall etwas. (— —). Wir eilen übrigens augenblicklich zum Kopf.
— Ihnen brauche ich nicht zu erklären, daß wir sofort nach Ihrer
Abreise keine Umstände mit dem Abbrechen des Zelts im Schützen-
hause machten . . . Wenn Sie wiederkommen, muß die Zuflucht
besser geordnet werden. . .

Ihr freundschaftlich ergebener Fr. W."

Aus der Freundschaft Niehsches mit Baron Gersdorff, an der
auch Overbeck teilnahm, läßt sich grundsätzlich allerlei ableiten.
Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt Overbeck nach Hause
(24. Mai 1873): „C'est un beau type de gentilhomme réservé et
digne quoique fort simple dans ses manières, au fond le meil-
leur garçon que l'on puisse s'imaginer et dont le premier abord
vous laisse l'impression d'un homme, sur lequel on peut se
fier absolument.“ Damit ist ein für Niehsches Charakterbild
maßgebender Gesichtspunkt gekennzeichnet. Seine nächsten Freunde
waren gleich ihm Gelehrte, also Stubensitzer, Gehirneristenzen.
Sein früherer Pfortenser Schulkamerad von Gersdorff ist der ein-

Overbeck
und Freiherr
von Gersdorff

zige von vornherein anders Geartete. Wies jenen ihr Beruf von selbst eine mehr indirekte Stellung zum Leben an, etwa so, als hätten sie als seine Erforscher es mit einem zu erkennenden Gegenstande zu tun, so schien, im Unterschied von diesen allen, es Gersdorff vorbehalten zu sein, mitten im Leben als in seinem eigentlichen Elemente zu atmen und mit der Wirklichkeit in einen handelnden und tätigen Kontakt zu treten. Zweifellos ist seine Freundschaft mit Nietzsche vorwiegend aus diesem Schwinke heraus einzuschätzen. Nietzsche empfahl ihn an Hans von Bülow mit den Worten (Briefe III, S. 343): „Herr Carl Freiherr von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Verehrer des Tristan.“ Gersdorff stand vor den Freunden da wie eine Erfüllung und Verkörperung. Hat auch der Verlauf seines Lebens diesen Erwartungen nicht entsprochen, so ist man damit keineswegs berechtigt, den Einfluß dieser Erwartungen für die Zeit zu unterschätzen, da sie von Nietzsche und seinen Freunden hoffnungsfroh und unenttäuscht gehegt worden sind. In dem jungen Edelmann glaubten sie wirklich die ersehnte Verbindung von Geburts- und Geistesadel unter sich zu haben; instinktiv mußten sie des Glaubens sein, hier seien ihre Kulturhoffnungen über das Bereich der Hirngespinnste hinaus bereits in die Erscheinung getreten. Damit hatten ihre zukünftigen Gedanken gewissermaßen vollen Wind in die Segel bekommen, und die ganze Art, wie Gersdorff hilfsbereit und verständnisvoll in jenen Heranbildungsjahren Nietzsche zur Seite trat, verbietet es allein schon, in dem zum Teil genialischen und präventösen Gehaben Nietzsches und seiner Freunde etwa unklare und bodenlose Schwärmerei zu sehen. Hier wurde vielmehr mit gutem Recht gehofft und mit hellen Augen den neuen Dingen entgegengesehen.

Gersdorff als
Eck- und
Wirklichkeits-
mensch

Gersdorffs Temperament, seine Bonhommie, seine Hilfsbereitschaft, die sich besonders in Abschreiberdiensten dem augenkranken Freunde wohlthätig erwies, wären für die erste Hälfte der siebziger Jahre aus Nietzsches Leben nur schwer wegzudenken. Die Sommerferien 1873 verbrachten die beiden zusammen mit Romundt in Segnes in Graubünden: die „Christlichkeit“ war eben heraus und vom Zwilling, der „Ersten Unzeitgemäßen“, waren dort oben eben die letzten Bogen revidiert worden. Auf einer Gletscherpartie über den Flimserstein, die in Sonnenhitze und Schnee volle fünfzehn Stunden dauerte, übertat sich Nietzsche und wurde von Gersdorff auf höchst gefährlichen Pfaden zu Tal ge-

führt. Ein andermal entlud sich Gersdorffs impulsive Natur: „Lieber Herr Professor, Sie können sich meinen Schreck denken, als ich heute, leider etwas spät, Nießsches kurzen aber unheimlichen Brief erhielt, der von Bologna hierher nachgeschickt wurde. Also jetzt kommt A.s Rache. Das Teufelsvieh drängt sich frech in eine fremde Existenz ein, wird abgewiesen, grob aber nach Gebühr rausgeschmissen und anstatt zur Selbsterkenntnis zu kommen, rächt es sich am Beleidiger und sucht noch der großen Sache nach Kräften zu schaden. Schicken Sie das Biest hierher und ich stürze sie in den ersten besten Kanal, auf daß erfüllet werde, was geschrieben steht: Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt, es wäre demselbigen Menschen besser, es würde ein Mühlstein usw. usw. Sie wissen als Schriftgelehrter den Schluß besser als ich! . . . Wo steckt, was macht nun unser armer Freund? Da ich ihn in Leipzig vermute, schreibe ich an Sie, um mich etwas zu erleichtern. Wahrlich man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. . . . Das ist des Lebens Spaß! Man erkaufte sich sein bißchen Glück teuer. Wie wird Nießsche denn diese neue Unbilde ertragen und überstehen? Ich weiß, daß gegen Gemütsbewegungen kein Arzt noch Apotheker Mixturen noch Mittel hat, aber was irgend zum Heile und zur Beruhigung geschehen kann, das lassen Sie doch ja geschehen, nötigenfalls mit Zwangsmaßregeln. Hol die Pest das Leipziger Gespenst! Ich wünsche mir fast die Zeiten des Benvenuto Cellini zurück, um nur auf eigene Faust aufräumen zu können. Fango il mondo e noia la vita. Leopardi hat Recht. Es ist ein Glück, daß Sie in Basel sind, und ich bin in diesem Bewußtsein um vieles ruhiger. Aber um Himmels willen ein paar Worte zur Beruhigung. Grüßen Sie den von Furien verfolgten Freund. — Hier in Venedig will ich noch diese ganze Woche bleiben, um abzuwarten: denn ich muß wissen, was los oder wie es abgelaufen ist.“

Diese in sichtlicher Bestürzung auf abgerissene Konzeptblätter hingeworfenen Zeilen aus Venedig, den 27. Oktober 1873, spielen auf die höchst seltsame, ja abenteuerliche Begegnung Nießsches mit Frau Rosalie Nielsen an. Zur Charakteristik dieses phantastischen Erlebnisses sind hier die bereits bekannt gegebenen Erwähnungen dieses Zwischenfalles zusammenzustellen. Rohde schreibt Nießsche aus Hamburg, den 14. Oktober 1873 über seinen Besuch in Leipzig (Briefe II, 415): „Am Abend Besuch bei Frißsch. Deine Konjekturen über sein Stillschweigen sind gänzlich verkehrt,

wie ein scharfsichtiger Kritiker (gezeichnet E. N.) in Basel Dir voraus sagte.“ Darauf diktiert Nietzsche am 18. Oktober 1873 in Basel Romundt für Rohde in die Feder (Briefe II, 418): „Es besteht, wie Overbeck und ich des festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. . . Unsere Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab, und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. N. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.). Aus dem was wir wissen, ist es auch minder geübten Kritikern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten spekulativen Sälenleere R.s bedienen. Bitte teile uns doch mit, ob * * * aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich vom Diktator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen.“ An Gersdorff schreibt Nietzsche von Basel aus am 18. Oktober (Briefe I, 249): „Genug, daß eine ganz unvermutete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenmienen zustande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer: wir leben Samarow. Gespenst R. N. natürlich beteiligt.“ Inzwischen wieder Rohde an Nietzsche aus Kiel, am 23. Oktober (Briefe II, 421): „Noch ein Wort vom Nachtgespenste. . . Von der N. sprach er sehr „minnachtig“ (wie man hier sagt): er scheint sie ebenfalls einmal hinausgeworfen zu haben. — Wie gesagt, ich glaube noch nicht an die Geschichte.“ Am 27. Oktober schreibt Nietzsche an Gersdorff (Briefe I, 252): „Für die neue Auflage der ‚Geburt‘ ist der Januar fixiert. Gespenst N. ist bei den Russen.“ Die Weihnachtsferien verbrachte Nietzsche in Naumburg und Leipzig und schreibt nach seiner Rückkehr aus Basel am 18. Januar 1874 an Gersdorff (Briefe I, 262): „Bei Frißsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hat unsere Phantasie verdorben.“

Über die Persönlichkeit des „Gespenstes“ stellt uns Herr Dr. Kurt Hezel folgende authentische Angaben zur Verfügung: „Frau Nielsen war, soviel ich weiß, die geschiedene Gattin eines, sei es skandinavischen, sei es holsteinischen Seeoffiziers und von Geburt Holsteinerin oder wohl auch Dänin. Ehe sie sich in Leipzig niederließ, hatte sie sich meines Wissens lange in Italien umhergetrieben, hatte sich dort auch der Bekanntschaft Mazzinis erfreut und war wohl auch in Italien als Revolutionärin und Mazzinianhängerin eine Zeitlang interniert gewesen. Ihr Äußeres war enorm abstoßend und schmutzdelig. Dies hinderte selbstverständlich von geistigen Leidenschaften bewegte ältere und jüngere Männer nicht, mit ihr zu verkehren. Ich selbst habe als Student viel in ihrer dürftigen Dachstube gehaust. Zu ihren Freunden zählte auch der Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbene jüngstdeutsche Dichter Hermann Conradi, mit dem mich lange Zeit engste Freundschaft verband. — Frau Rosalie Nielsen war eine glühende Verehrerin Friedrich Niehsches und stellte insbesondere seine Schrift: „Die Geburt der Tragödie“ über alles. Man konnte sie überhaupt in einem gewissen Sinne eine dionysische Person nennen. Aus dieser ihrer Wesenswurzel heraus beschäftigte sie sich auch viel mit der Zigeunermusik, und ich erinnere mich, seinerzeit einen recht guten Aufsatz von ihr über Zigeunermusik in der früher in Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Der Salon“ für sie untergebracht zu haben. Ich selbst besitze noch unter meinen studentischen Erinnerungen eine von Frau Nielsen mir dedizierte Photographie eines merkwürdigen Dionysoskopfes (photographierte Plastik). Er könnte eine antike Schöpfung sein, ist aber vermutlich ein modernes Produkt. Wo das Original steht, weiß ich nicht. Die Photographie des Dionysoskopfes wollte Frau Nielsen, wenn ich mich recht erinnere, von Friedrich Niehsche selbst erhalten haben. Der Dionysoskopf ist charakterisiert durch zwei gänzlich verschiedene Gesichtshälften, die eine Gesichtshälfte und demnach das eine Auge zeigt höchste Intensität aufglühenden Lebensgefühls, während die andere Gesichtshälfte und das andere Auge erloschen scheint. Frau Nielsen verehrte in diesem Dionysoskopf den erschöpfendsten symbolischen Ausdruck des Lebens überhaupt in seiner ewigen Duplizität von höchstem Aufschwung und tiefster Erschlaffung. Sie fand darin auch ein volles Symbol der Kunst und des persönlichen Lebensrhythmus Richard Wagners.“

Über ihre Begegnung mit Nietzsche schwieg sich Frau Nielsen in ihrem Leipziger Bekanntenkreise später geflissentlich aus; man raunte sich aber gegenseitig zu, sie habe es vor Jahren verstanden, eine Begegnung zwischen ihr und Nietzsche herbeizuführen, und sie selbst deutete höchstens in geheimnisvoller Weise an, sie sei mit Nietzsche persönlich zusammengekommen, ohne etwas Näheres über das Rencontre verlauten zu lassen. Dagegen hat Frau Nielsen sehr viel früher, im Herbst 1875, die betreffende Szene Herrn Professor Hans Vaihinger in Leipzig erzählt. Danach hätte als Ergebnis eines Briefwechsels in einem Hotel zu Freiburg i/B. eine Zusammenkunft stattgefunden. Nietzsche soll sich, entsetzt über den äußeren Habitus der Dame schon nach Sekunden wieder aus dem Zimmer entfernt haben, nachdem er ihr nur die theatra-
lisches Phrasen ins Gesicht geschleudert hatte: „Scheusal, du hast mich betrogen!“ Frau Nielsen fragte Professor Vaihinger, was Nietzsche wohl damit gemeint habe. Von Nietzsches Seite liegt eine geklärte Überlieferung des Vorfalles noch nicht vor. Er hat sie nach Jahren einmal Peter Gast erzählt. Als nächster noch lebender Zeuge wäre wohl Dr. Komundt noch am ehesten in der Lage Aufklärung zu geben. Vor allem darüber, ob die betreffende Szene sich nicht doch in der Baumannshöhle zutrug. Nach Overbecks Andeutungen spielte sie sich in seinem (Overbecks) Zimmer ab; auch wären dem entscheidenden Schlußakt bereits andere Besuche der Verehrerin vorausgegangen. Overbeck hat dann endgültig Nietzsche von diesen enthusiastischen Zudringlichkeiten befreit durch eine energische Rücksprache mit der Dame. Er täuscht sich wahrscheinlich, wenn er von November oder Dezember tagen spricht; der Brief Gersdorffs an Overbeck läßt auf den Oktober 1873 schließen. — Von Gersdorff unternahm es auch Overbeck hinterher zu seinem Buch, bei dessen Herstellung er mit Korrektur gelesen hatte, Stilverbesserungsvorschläge zu übersenden (28. Januar 1874): „Ich habe eine große Lust zu dieser kleinen Übungsarbeit mitgebracht und Freude daran gehabt; die größte freilich war die Freude über die Bemerkung, daß jedes neue Lesen Ihres Buches neue Belehrung und Aufschlüsse gibt und einen Reichtum an Gedanken und Stoff enthält, der zum Weiter- und Nachdenken ernstlich anregt. In diesem Punkte bin ich einzig nur ein Lernender, Belehrungsbedürftiger. Meine Noten sollen nur nach der Seite der Form als Wünsche auftreten und Bedenken schildern, die gewiß auch andern Laien-

Lesern aufgestoßen sind und manchen genötigt haben, einen Satz zwei oder dreimal und dann vielleicht hie und da noch zwischen den Zeilen zu lesen. Ich tröste mich, am Dr. Fuchs einen Kollegen in dieser Art von wohlgemeinter Unverschämtheit zu haben, beruhige mich aber völlig mit der Überzeugung, daß auch Sie die kleine Arbeit als eine wohlgemeinte ansehen werden."

Am 18. Februar 1874 schreibt er Overbeck: „Was Sie über die zweite U. B. sagen, klingt ähnlich wie Rohdes Worte darüber; er schreibt folgendes: „Das ist wieder ein Donnerwort: es wird in der Jetztzeit wie ein Tuten in eine leere Gießkanne verhallen, aber eine spätere Zeit wird mit Bewunderung zu sehen haben, wie furchtlos und sicher hier der Finger in die schlimmste Wunde der Zeit gelegt wird. Und einige Herzen gibt's denn ja zum Glück auch jetzt schon, in denen der Donner nachdröhnen wird. Was haben wir für einen starken Freund! Ich komme mir neben solch einem tiefen, starken Klange, wie ihn namentlich Kap. 3 laut werden läßt, sehr elend und verhistorisiert vor: und dabei darf man dann eigentlich seine abscheulich schwächliche Allseitigkeit, die einen so leicht einsehen läßt, wo die viel kraftvollere Einseitigkeit über das Ziel hinauschießt, gar nicht zu Worte kommen lassen. Denn wie leicht ist es nicht, zu bemerken, daß U. in vielen Punkten übertreibt — und gerade daran wird sich die Kritik hängen. Aber in der Sache hat er tausendmal Recht, und das soll die verdamnte ‚gerechte‘ historische Art in uns allen eigentlich gar nicht aufkommen. Denn gerade solche strenge Einseitigkeit und Männer, die sie, mit notwendigem Triebe, festhalten, tun uns Not, wenn nicht die unglückselige Wahrheit, daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben — eine teuflische Wahrheit, die einen so oft plagt — uns endlich verrückt machen soll. In dieser Wahrheit, so trivial sie ist, d. h. in ihrer zu klaren Erkenntnis, liegt eigentlich der ganze Fluch unserer Verhistorisierung, unserer Glaubenslosigkeit, unserer allweisen Schwachmütigkeit.“ . . . Nach diesem Zitat aus einem Briefe Rohdes, das zu seinem Vorteil mit dessen etwas reservierter Auslassung an Niezsche direkt (Briefe II, S. 448 ff.) verglichen werden mag, entwickelt Gersdorff vor Overbeck seinen bekannten Plan, Niezsche später einmal zu sich aufs Land zu nehmen: „Am besten wäre es schon, der Freund machte es, wie die Pythagoräer mit dem Sprechen und den Bohnen. Fünf Jahre lang nicht lesen und schreiben! Wenn ich selbständig bin, was nach einer Vorbereitungszeit von

„Was haben wir
für einen starken
Freund!“

einigen, zwei bis drei Jahren sein kann, steht das Asyl offen. Der Freund kann es dann machen wie jene Spanier, die eines Tages bei einem Bekannten zum Kaffee kamen und dreiunddreißig Jahre blieben Daß Romundt aus Judäa auswandert, ist für mich eine Genugthuung. Wie gut ist es, daß er in die Baumannshöhle ziehen kann! Erstens für ihn, zweitens für Sie und Niehsche aus Gründen der Freundschaft, endlich weil dann unter Niehsches Stube kein musikalisches Ragout zusammen gemanscht wird. Dann haben wir die drei Männer im feurigen Ofen oder Kellerisch geredet, die drei gerechten Kammacher, die alle denselben Wunsch haben. Welche Drillinge haben wir dann zu erwarten . . . Heute habe ich eine wunderhübsche Ausgabe von Montaigne bekommen. Sie ist so ausgestattet, wie nur Franzosen und Engländer gewohnt sind. Kleiner, sehr scharfer, bestimmter, gut leserlicher Druck in altfranzösischen Typen, Initialen und kleine Vignetten bei und über jedem Kapitel, sogen. holländisches Papier, daß es eine Freude ist, es zu betasten. Wenn Sie einmal 10 frs. nicht besser verwerten können, so legen Sie sie hier an. Trotz Fritsch sind wir in Rebus typographicis doch noch Rupp-säcke und Stümper Strauß ist tot. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Friede seiner Asche! Friede nun auch Ihnen: pace e gioja sia con voi! wie es im Barbier heißt.“

Zur Zeit der dritten Unzeitgemäßen befand sich von Gersdorff auf der Schwäbischen Akademie für Landwirtschaft in Hohenheim, um daselbst die agronomische Praxis zu erlernen. Er schreibt von da an Overbecks Geburtstag: „Ich komme nun leider zu spät, will aber meinen herzlichen Dank doch noch mit den allerbesten Wünschen für Ihre Zukunft verbinden und mir in meiner Landbibliothek dereinst neben einer Reihe von Studien einen kräftigen Wälzer denken, auf welchem der Bayreuther Buchbinder oder der noch aufzufindende Buchbinder der Zukunft Ihren Namen unter die Geschichte der alten Kirche mit Goldschrift druckt. Ihrem Rate folgend lese ich in meinen wenigen Mußestunden in Ihrem dritten Aufsatz über die Sklaverei, freue mich auf jeder Seite über die deutsche, freilich außerhalb Basel und Bayreuth kaum noch zu findende Wahrhaftigkeit und freidige Feindschaft gegen die Tafelhänse und Halbmenschen unter den Theologen und lerne etwas Wichtiges. Haben Sie also schönsten Dank und denken Sie an den Anfang des Chorals: „Fahre fort“,

was Ernst Schmeitzner buchhändlerisch mit den Worten: „Wird fortgesetzt“ ausdrückt. — Den Brief von Frau Wagner habe ich mit ungeheuerem Erstaunen gelesen; nicht daß ich mich über den Eindruck wunderte, den diese Nr. 3 gemacht hat, sondern daß diese in Frankreich erzogene Frau ihre Empfindungen so wunderbar aussprechen kann, wie es hier geschieht. Für Nietzsche freut mich dieser Beifall des einzig kompetenten Publikums außerordentlich. Das wiegt tausend Auflagen auf, mag das ‚blaue Wunder‘ auch anders denken. Ich werde den Brief noch ein paar Tage behalten, um mich daran zu erbauen, und ihn dann rekommandiert zurückzuschicken. Einstweilen danken Sie in meinem Namen dem lieben Freunde schönstens.“ —

Kurz darauf schreibt er damals (undatiert): „Lieber Allerchristlichster, Sie haben mir durch Ihre wohlgetroffene Photographie eine große Freude gemacht, und ich danke Ihnen allerhöchstens dafür. Nun habe ich die beiden ‚Käuze‘ in litteris und in effigie, und sinne darüber nach, wie ich mir einen schön gebundenen Zwilling am besten mit den Bildnissen der Verfasser ausschmücke. Nach dem Ausdruck Ihres Gesichtes, den Sie doch wohl zum kleinen Hartmann gleich mitgebracht haben, denke ich mir, daß der Abend vor der Operation Ihnen weniger Petroleum gekostet hat, als sonst, wann Ihre nächtliche Lampe zwar noch nicht den ganzen Erdball, aber doch den Garten der Baumannshöhle und die christliche Kirche beleuchtete. Ich denke mir, ein heiteres Zusammensein an einem der Orte, wo man Löwenbräu, Leberli, Nierli oder gute Suppen ißt, hat Ihnen die gute Stimmung verschafft. Kurz, ich freue mich über das Bild in allen Beziehungen vom Kopf bis zum Rocke der Zukunft. Das letzte, was ich aus Basel erfahren habe, hat mir Niehsches beruhigender Brief mitgeteilt. Ich habe ihm nicht darauf geantwortet und bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich von Stund an keinen noch so leisen Zweifel mehr hatte. Dasselbe gilt auch von den Wahnsriedlichen, und die Heirats-Überlegungskommission hat einstweilen auf ihre Aften das Decretum ‚reponantur‘ geschrieben. — Von mir läßt sich nicht viel sagen. Ich bleibe bei meiner neuen Stange und kümmere mich wenig um die Außenwelt, wobei ich mich bis auf die große Einsamkeit recht wohl befinde. Meine Mußestunden sind sine dignitate oft dem Morpheus, gewöhnlich aber cum dignitate den Musen gewidmet. Ich halte am wohltemperierten

Die beiden
„Käuze“

Klavier und Wagnerianis fest, von denen der kaum zu erspielende Siegfried mich jedesmal in die Welt versetzt, in der ich ewig leben möchte. Meine Lektüre ist weniger geregelt. Ich muß mich so viel als möglich mit der Kunde der Natur befassen und suche mir aus Schmidts Darstellung der Deszendenzlehre, Schödlers Buch der Natur, und einiger Spezialschriften über die neueste landwirtschaftliche Pflanzenkultur zusammen was mir fehlt; und dessen ist nur zu viel. Meine Übersetzungen sind deshalb für jetzt eingestellt. Was tut's! Wenn ich später auf der eigenen Hüttsche sitze, vielleicht unbeweibt, findet sich das alles wieder als Bedürfnis ein. Einstweilen muß ich, wie Lichtenberg empfiehlt, das Gegenwärtige wegarbeiten. Soviel heute. Genießen Sie recht Ihre Ferien und erhalten Sie sich noch recht lange das oben gerühmte Photographie-Gesicht. Es grüßt herzlichst das ganze 'Dreigetüm' der Baumannshöhle Ihr C. v. Gersdorff." — Am 8. Mai 1875 schrieb Nietzsche an Gersdorff angesichts der bevorstehenden Urlaubsreise Overbecks zu einer Kur nach Karlsbad (Briefe I, S. 317): Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne tun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein." Darauf bezieht sich folgender Brief Gersdorffs an Overbeck (undatiert): „Sie wollen nicht nur Sprudel und Ersenstein, sondern auch meine liebe alte Tante Frau von G. aufsuchen, wie ich von Nietzsche erfahre; meine Tante ist fromm, aber Sie werden finden, daß sie eine der friedfertigsten mildesten Naturen ist, die man sich denken kann, voll von Liebe und Teilnahme für alle Menschen Von Hohenheim kann ich des Interessanten nicht viel berichten. Entzückende Blütenfülle der Obstbäume, himmlische Luft, wie im Rheingold nach Rückkehr der Freya, sonst alles im Gang des Stundenplans, belehrend und nützlich. Hauptereignis war zuletzt die Ankunft der „Götterdämmerung“, mit der ich nun leider, wie Papageno mit der Zauberflöte, nicht viel anzufangen weiß, da ich das Ding nicht spielen kann. Nur Brocken fallen mir ab Seien Sie ein recht strenger Karlsbader Badegast, und heilen Sie den zerfetzten, verkrüppelten, vulkanischen Magen und das arme Leberli Ihnen zum Nutzen, uns zur Freude, den Feinden zum Trutz und ewigen Neide.“

Einen eigenartigen, ungewöhnlichen Zuwachs erhielt der Freundeskreis durch die Bekanntschaft Nietzsches mit dem Musiker-Philosophen Dr. Carl Fuchs, hervorgegangen aus einer zufälligen Be-

gegnung im Hause des Verlegers E. W. Fritsch und das Jahr
 darauf in Naumburg erneuert, nachdem Dr. Fuchs auf der Leip-
 ziger Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musik-
 vereins einen Vortrag über die nicht lange zuvor erschienene
 „Geburt der Tragödie“ gehalten hatte. (Briefe I, XXII.) Obwohl
 es zu einem Zusammenleben niemals kam — denn von einer ge-
 planten Ansiedelung in beruflicher Absicht hatten ihm sowohl
 Overbeck als Nießsche dringend abraten müssen oder jedenfalls
 dringend versichert, nicht zuzuraten zu können (Briefe I, S. 263 bis
 265) — vermochte Fuchs die räumliche Trennung und den Mangel
 eines gemeinsamen Vorlebens durch eine merkwürdige Fruchtbar-
 keit im Brieffschreiben wett zu machen. Er schrieb oft, und jedes-
 mal war es eine eigentliche kleine Broschüre. Der Austausch war
 seinerseits so reichlich, daß er allein auf schriftlichem Wege in die
 Interessenwelt der Freunde organisch hineinwuchs und sich die
 nämliche Teilnahme an seinem Lebensschicksal sicherte, als wenn
 er durch freundschaftliches Miterleben von früher her mit einem
 von ihnen verbunden gewesen wäre. Der Umfang seiner Episteln
 war bald sprichwörtlich geworden. Als Nießsche einen fuchsischen
 Brief, der schon mit vier großen Marken versehen war, erst
 noch mit vollen zwei frankten Strafporto auslösen mußte, stellte
 er Overbeck die Rechenfrage: „Wie dick und schwer war er?“ —
 — Man gewinnt den Eindruck, als sei Fuchs nach Anbahnung der
 Beziehungen zu Nießsche froh gewesen, alsbald in Overbeck eine
 Art Mittelsperson zu finden, um seinen Verkehr mit Nießsche, an
 dem ihm natürlich in erster Linie gelegen blieb, doch manchmal in
 seiner Unmittelbarkeit zu brechen und durch diesen Nebenkanal
 überzuleiten. Overbeck hatte, durch Nießsche veranlaßt, Fuchs die
 „Christlichkeit“ geschickt, worauf Fuchs auch mit ihm in Brief-
 wechsel trat (29. August bis 4. September 1873): „Gestern, als am
 Geburtstage des großen Goethe, empfing ich Ihr Buch über die
 Christlichkeit der heutigen Theologie und bin heute soeben mit
 einer ersten Lésung desselben zu Ende. Indem ich Ihnen für die
 mich gütig auszeichnende Sendung ehrerbietigst danke, erbitte ich
 mir von Ihnen die Erlaubnis, zunächst einmal ganz subjektiv, wie
 ich von dem Buche aufgestanden, Ihnen darauf zu erwidern. Ich
 bin nämlich zweimal, d. h. zwei voneinander durch ein Triennium
 getrennte Jahre hindurch Theologe gewesen, obschon ich von
 Natur und Beruf Musiker bin, das zweite Mal, wie ich es meines
 Erinnerens in der Vita ausdrückte, zwar *Studio veri nec non*

Karl Fuchs als
 Brieffschreiber

Fuchs
 zu Overbecks
 Christlichkeit

patriis lacrymis commotus — das Motiv des Brotstudiums hat indessen nicht ernstlich auf mich gewirkt, und so kann ich wohl noch von der Zeit reden, an welche Ihr edles Buch mich so lebhaft erinnert hat. . Mit der Klarheit, die Ihr Buch auf den letzten Seiten über die Vereinbarkeit beider Standpunkte [des esoterischen und exoterischen] verbreitet, wäre ich bei der Theologie vielleicht geblieben oder wenigstens denke ich heute, ich hätte mit derselben dabei bleiben können. Noch in letzter Zeit habe ich mich immer am meisten darüber gewundert, wie doch Theologen sich gar nicht in die Gemütslagen derer zu versetzen vermöchten, deren Gefühlsreichtum statt des Gedankens die Form der genialen Erzählung annahm, die offenbar schon an ihrem Ursprunge von dem Gefühl begleitet gewesen ist, daß die darin berichteten Dinge nicht so mit Haut und Haaren passiert sind Später ist mir dann das Problem von dem Wesen der geistlichen Musik, von der Gewalt eines Joh. Seb. Bach insbesondere interessant geworden: woher denn diese Macht, schien man sich fragen zu müssen, wenn doch die ‚realen‘ Grundlagen, auf denen die Religion beruht, von der freien Vernunft zerstört werden? Aber an dieser Gewalt zeigt es sich dann recht handgreiflich, daß die Religion — nicht im mindesten von den historischen aut — aut abhängt; ich war längst aus allem theoretischen Christentum heraus, aber ich fror vom Schauer der Ergriffenheit, wenn rein und ‚Bachisch-dionysisch‘ gesungen ward: O Haupt voll Blut und Wunden; längst war der Nazarener mir nicht mehr der gekreuzigte Erlöser, aber ich weinte in der Passion, wenn die Hämmer ihn schlugen und eine Unendlichkeit des Jammers brach herein, wenn der Verräter, Petrus, hinausging „und weinte bitterlich“, wie der unsterbliche ‚Kantor‘ ihn weinen läßt Wie oft, da nun doch einmal meine Philosophen, Kant und Schopenhauer, meine Welt von ehemals aus den Angeln gehoben, den Wissensdurst allerdings gelöscht hatten, wie oft habe ich mich nach der Möglichkeit einer anderswie zu übenden Disziplin des Gemütes und des Lebens umgesehen, die man sich aus rein philosophischen Mitteln nun aber nicht gleich so aus freier Hand zu bilden vermochte oder wagte, und jetzt erschrickt man, wenn einem zufällig einmal ein ‚Gott sei Dank‘ auf die Lippen kommt, weil die Kinder gesund sind oder sonst wofür, weil man an den alten Deus nicht mehr glaubt und vielmehr seine Seligkeit an die Verteidigung des Satzes wagen würde, daß es ‚keine rohere Vor-

Ehemaliger
Theologe, nun
musikalischer
Philosoph

stellung' vom Wesen der Welt gebe, als ihre Entstehung einem sie höchst eigenhändig hervorbringendem Schöpfer zuzuschreiben — „keine größere Blasphemie“, wie man das ja denn auch wirklich so empfindet Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß die Gedanken, welche die Träger der Gesinnung Ihres Buches sind, meine besonders volle, innerlichst empfundene Sympathie haben; die Worte, daß das Tun jeder Theologie, sofern sie Glauben und Wissen miteinander in Berührung bringt, ein irreligiöses sei, brechen mit einem Schlage den Bann, den diese so vielfach verlogene Wissenschaft den Geistern sonst auferlegt, wenn man eben in Betracht zieht, daß es ein „Professor der Theologie“ ist, der sie ausspricht; sie würden allein hinreichen, dem Buche das außerordentlichste Verdienst zu sichern. In dieselbe Kategorie gehört für mich, was Sie von den bitteren Früchten jeder Staatsordnung sagen, die an ihr Ziel gelangt ist. Wäre der Zustand eine Kultur, in dem wir leben — welche olympische Feier hätte das Siegesfest vom 2. September werden müssen! Und was wurde es? Ein nach ängstlichem Programm in den engsten Grenzen des politisch Conventionalen abgewickelteres Ceremoniell. Wenn aber erst die Kultur angebrochen ist, die „wert ist, gegen das Christentum recht zu behalten“, wenn dieser Gedanke, für mich der herrlichste und wertvollste Ihres ganzen Buches, ins Leben tritt, wie ihn Richard Wagner in großartigster Antezipation in Musik gesetzt hat, dann, Herr Professor, wollen wir singen, würde ich sagen, wenn mir nicht einfiele, was mein seliger Vater von einer ersehnten Zukunft zu sagen pflegte: „Dann werden die Jungens wohl mit meinen Knochen nach den Birnbäumen werfen.“ Freuen wir uns denn bei lebendigem Leibe desto mehr unseres Wagner, für den wir, wie gern! unser Kaiserreich aufbieten wollten! Es lebe die Welt, in welcher er eine organische Stelle hat, denn da wird auch gegen das Christentum Recht behalten! Und wenn Sie das auch nicht haben sagen wollen, so gönnen Sie einem Musiker, der's auch „nötig hat“, doch die Freude, daß ein Alter in das Lied einstimmen gehört wird, welches unser dionysischer Lockvogel, der Friedrich Nietzsche, so resolut gesungen hat.“

Man sieht, wie sehr noch ohne Vorbehalte und wie freimütig und unabhängig Nietzsches Freunde, ohne sich jemals innerlich sklavisch an Wagner verkauft zu haben, aus einer ehrlich empfundenen Übereinstimmung der Ziele heraus mit Wagner ein zu-

künftiges Bündnis zu schließen gedachten — freilich mit dem Wagner, der Recht behalten sollte gegen das Christentum. Die eigenen Zielsetzungen waren vorhanden; man begrüßte in Wagner, den unermutet dank einer großen Gunst des Schicksals von außen hereingetretenen Erreicher und Erfüller dieser frei von ihm ins Auge gefaßten Ziele. Die Briefe von Fuchs, oft mit Notenbeispielen versehene wahre Abhandlungen, wurden zwischen Nietzsche und Overbeck auch in Zeiten ihrer Trennung ausgetauscht. Mehrere von Overbecks Fuchs-Briefen tragen handschriftliche Bemerkungen aus Nietzsches Feder; „Fuimus, fuimus Troes“ heißt es auf den Blättern, in denen Fuchs den Plan seiner Übersiedelung nach Basel darlegt. Aus dem Hotel Piz d'Nela in Berglün, wo im Sommer 1874 Nietzsche mit Romundt hauste, schrieb er auf den zur Einsicht erhaltenen sechzehnseitigen Brief des Dr. Fuchs an Overbeck eigenhändig: „Herzlichsten Gruß von den zwei Bergkühnen, als welche in ihrer Art [wir] die einzigen in diesem Hotel sind. Gespräche über Universitätsphilosophie und Reinlichkeit des Körpers geführt. Heute, Montag, soll die Arbeit losgehen. Deine Getreuen.“ Später, als die Anhängerschaft an Wagner bei Nietzsche den Charakter des Überschäumens mehr und mehr an einen Zustand gärender Zersetzung auswechselte, wurde auch die junge Bekanntschaft mit Fuchs, da sie sich doch vorwiegend auf dem heißen Boden musikalischer Prinzipienfragen zu bewegen hatte, durch Nietzsches gerade und schroffe Art derb in Mitleidenschaft gezogen; Overbeck wurde zum Schiedsrichter aufgerufen — darüber darf aber nicht vergessen werden, daß der Einklang zu Recht bestand, und Fuchs unter die kleine Schar derer zu rechnen ist, die für Nietzsche eintraten und zum Verständnis seiner philosophischen Intentionen reif waren.

Née — Berufs-
philosoph

Indessen, gerade was das streng philosophische Verständnis anbetrifft — Nietzsches Freunde waren Schopenhauer-Enthusiasten; sattelfeste Sachphilosophen waren sie, Romundt ausgenommen, nicht. Nietzsche selbst macht darin keine Ausnahme. Die Philosophie war ihm damals noch Liebhaberei. Er arbeitete, so fern er fachwissenschaftlich arbeitete, sein altphilologisches Pensum auf, und wenn er das auch mit reichlichen Seitenblicken ins Universale und Metaphysische tat — noch befand er sich unter den Dilettanten. Man kann also nur rein schon in abstrakter Folgerung von der Ausfüllung einer hindernd empfundenen Lücke

reden, sobald der Freundeskreis sich noch ergänzte durch einen Mann, der von Hause aus zum unabhängigen Denker berufen war. Diese, abgesehen von jeder persönlichen Färbung von vornherein grundsätzliche Wichtigkeit ist der letzten freundschaftlichen Bekanntschaft zuzusprechen, die Nietzsche in der ersten Hälfte seiner Basler Zeit noch schloß, seiner Bekanntschaft mit Dr. Paul Rée. Nietzsches Schwester schildert die Anknüpfung mit Rée folgendermaßen (Biographie II, S. 271 f.): „Er kam im Sommer 1874 nach Basel, einen Freund zu besuchen, mit dem auch Fritz befreundet war; bei dieser Gelegenheit lernte ihn mein Bruder kennen, ohne ihm näher zu treten. Übrigens war Dr. Rée vier Jahre jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältnis, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessierte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessierte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein Büchlein in die Hand bekam, dessen anonymen Verfasser Dr. Rée war; es hieß: „Psychologische Beobachtungen aus dem Nachlaß von ***.“ Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnisvollen Widerhall fand.“ Mit Rée konnte Nietzsche „eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Wert dieses kleinen Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzugütige Beurteilung seines Erstlingswerkes.“ — Was aus der Overbeck'schen Tradition zu diesem Punkte beizubringen ist, verstärkt den Sachverhalt, wie ihn die Biographie beschreibt. In der Tat war den Freunden das Prinzipielle an der Begegnung Nietzsches mit Rée entgangen; erst hinterher haben sie eingesehen, daß hier eine Ergänzung vor sich gegangen war. Welches Gewicht Overbeck jener Vorstellung Rées in der Baumannshöhle beimaß, bekennend folgende Aufzeichnung von seiner Hand: „Von keinem andern Moment in den Jahren, die ich durch täglichen Verkehr mit Nietzsche verbunden zubrachte, bedaure ich das Versäumnis, das ich begangen, indem ich eine gleichzeitige Aufzeichnung über diesen Verkehr unterließ, mehr als von den Anfängen seiner Bekanntschaft mit Paul Rée im Sommer 1874.“ Hier wird bei der Dar-

stellung von Nietzsches Entwicklung zum selbständigen Denker anzuknüpfen sein.

Die innern
Wechsel-
beziehungen
zwischen
Overbeck und
Nietzsche



Wir können jedoch von jenen ersten Basler Jahren nicht scheiden, ohne die Früchte des Kontuberniums noch eingehender zu prüfen. Die übliche Behauptung, Overbeck habe unter dem Einfluß Nietzsches seine „Christlichkeit“ überhaupt erst konzipiert, fällt ohne weiteres dahin; außerdem hat Overbeck damals im Vorwort die Schrift de Lagardes „Über das Verhältnis des deutschen Staats zu Theologie, Kirche und Religion“, in zweiter Linie das Bekenntnis von D. F. Strauß als den unmittelbaren Anlaß bezeichnet, in einer eigenen Schrift Gedanken zusammen zu fassen, die in ihm natürlich älter seien als diese jungen Gelegenheiten, sie zu äußern. Ja, in späterer und später Zeit hat er gelegentlich angedeutet, in sein damaliges Freundschaftsverhältnis mit Nietzsche hätten wohl auch „widernatürlich“ Meister- und Schülerbeziehungen mit hineingespielt, was doch so viel heißen will, Nietzsche habe von ihm positive Anregung und Belehrung empfangen. Andererseits wird auch sonst immer deutlicher, wie sehr sich Nietzsche überhaupt nach stofflicher Bereicherung unermüdlich umsaß und unbedenklich zugriff, wo er das Gute fand. In einer Anzeige von Jakob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ fand sich als Seitenhieb die Bemerkung mit eingestreut, nebenbei bemerkt, könne man aus dem genannten Bande auch ersehen, wo Bartel-Nietzsche den Most geholt habe. Eine derart absprechende Betonung einer gedanklichen Abhängigkeit Nietzsches ist, wie wir sahen, in diesem Fall doppelt unangebracht; weder Nietzsche noch die Biographie seiner Schwester haben ein solches Schülerverhältnis zu Burckhardt irgendwie in Abrede gestellt. Schwerer hält es den Einfluß Overbecks stofflich aufzuzeigen. Die Berührungen sind selbstverständlich und, wo sie deutlich ins Auge springen, gleich so innig ineinander überfließend, daß sich die Umrisse des Dein und Mein verwischen. Desto stärker müssen wir die allgemeine Tatsache des unablässigen Austausches unterstreichen und uns im übrigen damit begnügen, einige sinnfällige Berührungspunkte herauszugreifen.

Auch da mag der blinde Zufall das eine oder andere herbeigeführt haben. Im Jahre 1871 stattete Overbeck im Hotel zu den drei Königen der Prinzessin Trubekskoi, zu der seine Familie von

Petersburg her Beziehungen unterhielt, und die sich eben auf der Durchreise befand, seinen Besuch ab. Sie empfahl ihm ein religiöses englisches Buch: „Ecce homo“ — a survey of the life and work of Jesus Christ, London 1886. Ob wohl Nietzsche damals das Buch auf Overbecks Schreibtisch liegen sah? Ob sich dessen Titel seinem Gedächtnis einprägte? — Die Reihe der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ gerade mit der Polemik gegen Strauß zu eröffnen, geht doch wohl sicher auf die Fragestellung zurück, die Overbeck in seiner ganz ausgesprochenen theologischen Abseitsstellung an dieses Modebuch heranbrachte. Aus der Zusammengehörigkeit dieser Schrift mit Overbecks gleichzeitig entstandener „Streit- und Friedensschrift“ hat Nietzsche keinen Hehl gemacht. Overbeck hatte, während Nietzsche in den Osterferien 1873 Bayreuth besuchte, zur Feder gegriffen und den heimgekehrten Freund durch die Mitteilung überrascht, daß er ungefähr fertig sei, Mitte Mai konnte er ihm die seine Niederschrift abschließende Vorrede vorlesen. Nietzsche bestand darauf, beide Hefte seinem Verleger anzuvertrauen. Sie erschienen denn auch gleichzeitig bei Friess in Leipzig. Der eine wie der andere ließ die Zwillinge in einen Band binden und Nietzsche versah beide mit denselben Widmungsverse:

„Ein Zwillingspaar aus einem Haus
ging mutig in die Welt hinaus,
Welt-Drachen zu zerreißen.
Zwei-Väterwerk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaares
Freundschaft ist sie geheißt!“

Nietzsche schrieb Overbeck überdies noch die Unterschrift dazu: „Der eine Vater dem andern.“ Dieses beides steht auf der Rückseite des krönenden Deckumschlages zu „Strauß“, auf der Vorderseite hat Nietzsche überdies mit eigener Hand geschrieben: Wahlspruch, „Das Leben ist kurz; man muß sich untereinander einen Spaß zu machen suchen.“ (Goethe.) Wirft man einen Blick auf die ersten Seiten von „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller“, so meldet sich unwillkürlich die Erinnerung an mehr als eine Briefstelle an Treitschke. Overbecks immer wieder zutage tretende Überzeugung scheint hier durch Nietzsche auf einen abschließenden, klassischen Ausdruck gebracht, und inhaltlich ist doch gewiß die vernichtende Kritik der religiösen Prätensionen am „alten und neuen Glauben“ auf Overbecks Belehrung zurückzuführen. Auch an der

Ecce homo
und anderes

Der Zwilling:
Strauß-Christlich-
keit

berühmter gewordenen Kritik des deutschen Philisters als Bannerträger des neuen Reiches mag er Anteil haben; das eigentlich Bleibende freilich, das geflügelte Wort vom Bildungsphilister wurde das erste Kabinettmeisterstückchen der messerscharfen Sprachschneidkunst Nietzsches. In dem Haymschen Buch über die „Romantische Schule“ soll das Wort Bildungsphilister vorkommen. Nietzsche hätte es also nicht zuerst oder allein gebildet. Daß er aber von sich aus darauf verfallen ist, darf bei dem von ihm bestimmt erhobenen Anspruch auf die Vaterschaft nicht bezweifelt werden. Hayms „Schopenhauer“, der 1864 erschien, hat Nietzsche gekannt (Briefe I. S. 49); das Romantikbuch trägt die Jahreszahl 1870.

Von besonderem Gewicht wäre ein genauer Aufschluß darüber, was Overbeck in seiner Eigenschaft als kritischer Theologe Nietzsche habe sein können. Eine derartige „widernatürliche Meister- und Schülerbeziehung“ hat nach Overbecks eigener Aussage tatsächlich bestanden; sie ist aber für uns später in ihrer Fortdauer und in ihren Nachwirkungen durchsichtiger, als in ihrer Entstehungszeit. Jedenfalls ist sie von Anfang an schon von sehr differenzierter und fortgeschrittener Art gewesen; denn die groben Anfangsgründe in der Kritik am Christentum brauchte Nietzsche damals wahrlich nicht mehr nachzuholen, er, der in einem seiner Pförtner Schüleraufsätze bereits April 1862 über das Christentum ein Wörtchen zu reden wußte, das selbst in seinem „Antichrist“ nicht übel am Platze wäre (Biographie I, 321): „Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zur irdischen Welt gebracht.“ Man wird sagen dürfen: für die eigene Person kam das Christentum bei Nietzsche überhaupt nicht in Betracht; an seiner Umgebung hätte er es sehr wahrscheinlich gelten lassen, besonders wenn es ihm, wie es bei seinen Angehörigen oder den befreundeten Basler Familien der Fall war, an Leuten, die er aufrichtig schätzte, als ihr Höchstes entgegentrat. Nun aber verkehrte er täglich mit einem Kollegen, der das Christentum als historische Größe zum Gegenstand einer imponierenden Gelehrsamkeit machte, und so wird denn Overbeck rein im allgemeinen als die Ursache zu bezeichnen sein, daß Nietzsche sich fortan zum Christentum nicht gleichgültig verhielt.

Von einer deutlichen Anlehnung an eine Partie der Overbeckschen „Christlichkeit“ könnte bei Nietzsche höchstens an jener Stelle

Nietzsches
Gleichgültigkeit
gegen das
Christentum

der „zweiten Unzeitgemäßen“ die Rede sein, wo er von dem allgemein beliebten Popularisieren der Wissenschaft handelt und damit ein Hauptthema der Overbeckschen Schrift aufgreift. Aber gerade dieses Beispiel beweist, wie ganz von selbst sogar ein solcher Anflang alsbald Niezsches Eigentum wird durch die geistreiche eigene Ausdeutung, die er den in ihm angeregten Gedanken sofort verleiht. Weit mehr als durch die Lieferung des einen oder andern Motivs dürfte sich Overbecks Anteil an Niezsches wunderbarem Essay „*Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*“ in der Art befunden, wie er für die eine Art von Historiker, die Niezsche von zwei andern unterscheidet, gewissermaßen Modell gestanden hat. Scheint Niezsche auf den Begriff einer „antiquarischen“ Historie etwa durch die Anschauung geführt worden zu sein, die ihm gelegentliche Besuche in der Basler historisch=antiquarischen Gesellschaft von den Selbst=Erinnerungsversuchen des Haus=, Geschlechts= und Stadtgeistes nahelegten, so entsprang gewiß dem Umgang mit Overbeck die scharf umrissene Silhouette vom Begriff der „kritischen“ Historie: „Ein historisches Phänomen, rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, tot: denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenschaft und überhaupt den ganzen irdisch undunkelsten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin seine geschichtliche Macht erkannt. Diese Macht ist jetzt für ihn, den Wissenden, machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden.“ Ebenso sicher ist dann aber, daß Niezsche die dritte, am höchsten stehende Art der Historie, die „monumentalische“, aus seinen eigenen Seelentrieben unmittelbar abgeleitet hat; muten uns doch die herrlichen Dinge, die er darüber zu sagen weiß, wie ein frisch erlauschtes Geheimnis an. Als Zögling Burckhardts ließ er hierin sogar diesen seinen Meister tief unter sich zurück²⁷.

Overbeck als
Modell für die
„kritische“ Art
der Historie

Doch zielen diese Erwägungen, in wie enger geistiger Fühlung er sich mit Overbeck damals jedenfalls befunden habe, gar nicht so sehr auf bestimmte Ergebnisse in dieser Hinsicht ab, als es sich darum handelt, Overbeck des weiteren in seiner Befähigung zum Gewährsmann auszuweisen. Aus Overbecks Feder stammen nämlich eine Reihe überraschender Parallelen, durch die er Niezsche in eine unwürdige Abhängigkeit von andern Schriftstellern versetzt haben soll. Tatsächlich handelt es sich aber nur um die nur ihm mögliche Anwendung jener langjährigen Beobachtungen in

Overbecks
psychologisches
Tatgefühl

Nietzsches Werkstätte auf die fertige Gedankengestalt in seinen Werken. Nur grobe Mißdeutung kann hier Overbeck den Vorwurf des Plagiats in die Schuhe schieben; indem er Vergleichspunkte feststellte, übte er, selbst wenn dabei die eine oder andere Abhängigkeit im Spiele wäre, ein gerechtes Richteramt aus; denn jede auch nur einigermaßen aufhellende Kontaktsetzung dieser Art bedeutet einen wichtigen Beitrag zu Nietzsches psychologischer Struktur. Angesichts der geradezu verwirrenden Polyphonie in Nietzsches Begabung muß man für jeden Hinweis auf einen wirklichen Stützpunkt dankbar sein. Overbeck hatte ausgiebige Gelegenheit gehabt, sein Gehör zur Unterscheidung verborgener Resonanzen zu verfeinern. Er hatte Nietzsche von vornherein jede Empfänglichkeit freigegeben, ohne damit auch schon die Originalität in Frage zu stellen. Solche Aussagen aus seinem Munde fallen deswegen so beträchtlich ins Gewicht, weil sie als Ergebnis seiner langsamen Schulung am Objekte selbst zu gelten haben.

Overbeck über Nietzsches Rezeptivität

Nietzsches Divinationsvermögen bei der Lektüre



Ueberraschend charakteristisch für Nietzsches Art, Menschen und Bücher zu kennen, insbesondere ungefähr nichts davon zu wissen und doch ihren Wert richtig zu empfinden, ist ein Brief Nietzsches an Fuchs! Daß er Fuchsens „Zukunft des musikalischen Vortrags“ nicht gelesen hat, sagt er selbst geradezu, aber auf Umwegen gibt es sein Brief in seiner Weise noch viel deutlicher zu erkennen und zu verstehen. Nietzsche hat die „Hefte“ nicht gelesen, nicht nur, weil es seine Augen ihm verboten, sondern auch, weil er vor den nicht gelesenen Hefen sofort auch mit seinen eigenen alten rhythmischen Studien erfüllt war²⁸. Mit der Erinnerung daran ist er auch sofort gegen Fuchsens Gedanken verschlossen, so daß er diese, obwohl er sie begeistert begrüßt, geradezu ablehnt. Wie konnte er nun „begeistert begrüßen“ und „ablehnen“, jedes für sich und beides zugleich, was er nicht kannte? Er konnte es eben, und beweist es mir mit unvergleichlicher Beredsamkeit mit seinem Brief. Er gibt zweifellos damit Fuchs „eine Lektion“, aber, wie ist diese Lektion ermunternd! Hat das aber nur der Adressat des Briefes verstanden? Sein Vermögen dazu ist mir nicht im mindesten zweifelhaft. Auf jeden Fall frage ich mich aber, was mit der Publikation solcher Briefe das große Publikum soll, die selbst die in ur-